

gleiche Teilsysteme gegliedert wird. In segmentär differenzierten Gesellschaften waren Familien oder Stämme die Differenzierungsgrundformen. In stratifizierten Gesellschaften waren Familien in den Schichten eingeschlossen und die Zugehörigkeit zu einer Familie bestimmte die Position in der Gesellschaft. Damals wie heute gilt, dass Familie eine Differenzierungsform der Gesellschaft ist, sich die Gesellschaft aber umgekehrt nicht aus Familien zusammensetzt (Luhmann 1998: 634f.). Heute ist diese Feststellung evidenter, weil in der funktional differenzierten Gesellschaft kein Funktionssystem mehr aufgrund von Familien geordnet werden kann. Dies bedeutet auch, dass die Familie ihre Funktion als eine generelle Inklusionsinstanz in der Gesellschaft verloren hat. Sicher helfen Verbindungen in der Mischpoke bei der Vermittlung von Arbeitsplätzen, aber das wird nicht immer goutiert. Die Wahrscheinlichkeit über die Familie in viele oder gar alle Funktionssysteme inkludiert zu werden ist gering. Bemerkenswert ist nun, dass die Familie, im Gegensatz zur partiellen Inklusion der Funktionssysteme, Personen weiterhin als *Ganzes* inkludiert. Alles „was die Teilnehmer betrifft – alle Handlungen und Erfahrungen, auch diejenigen außerhalb der Familie – sind potentiell für die Kommunikation in der Familie relevant“ (Baraldi/Corsi/Esposito 1997: 56). Wenn *alles* für *alle* in der Familie relevant wird, wenn also Geheimnisse nur eingeschränkt geduldet werden (zum Beispiel Tagebuch, Briefe, E-Mails), dann entstehen Intimbeziehungen. Man könnte noch genauer zwischen den sozialen Systemen Mann-Frau und Eltern-Kind unterscheiden, doch wichtiger ist, dass in der Familie Alters Welt für Egos Welt in toto relevant ist. Die Möglichkeit zur Herausbildung solch intensiver Intimbeziehungen oder zwischenmenschlicher Interpenetration setzt allerdings funktionale Differenzierung voraus. Nur weil qua funktionaler Differenzierung das erfolgssichere Kommunizieren mit fremden Personen ermöglicht wird, also eine Steigerung von unpersönlichen Kontakten praktikabel ist, besteht für Individuen überhaupt die Möglichkeit, einige wenige Sozialbeziehungen zu intensivieren und sie zu Intimbeziehungen werden zu lassen.

Die Kommunikation innerhalb der Familie wird durch das Medium Liebe gekennzeichnet, gleichwohl nicht die gesamte familiäre Kommunikation von Liebe markiert wird und eine direkte Kopplung zwischen dem Medium Liebe und dem System der Familie fehlt. Die Liebe wird durch ein hohes Maß an reziproken Interaktionen ergänzt und verdrängt monetäre Marktmechanismen. Reziprozität leitet Interaktionen sowohl bei Kooperationen als auch bei Streitigkeiten an und bestimmt Normen für Tausch und Rache: „Je dichter und näher die Beziehung gelebt wird, etwa im Hause, desto unspezifischer wird das Verhältnis von Gabe und Erwidern, desto wichtiger wird eine immer übrig bleibende Verpflichtung, desto unangemessener Summierung und Verrechnung“ (Luhmann 1998: 653). Ein Resümee dieser Einsichten macht das System Familie bereits gut verständlich und führt direkt zu den Besonderheiten von migranten Familien hin. Die zwischenmenschliche Interpenetration und die hohe Dichte von Interaktionen nähren das Gefühl von Geborgenheit und Schutz. Nicht Kostenkalküle, sondern

die unverrechenbare Reziprozität umklammert familiäre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Intimbeziehungen und wechselseitige Interpenetration bei Entscheidungen lassen die Einheit von Familie entstehen. Das umfassende Interesse an der Person kann auch als Integration verstanden werden, weil es oftmals mit einer Reduktion von Freiheitsgraden einhergeht. Führen steigende Scheidungsraten, häusliche Gewalt, Hörigkeiten und andere Übel dieses Idealbild nicht ad absurdum? Keineswegs, denn wenn dies geschieht, dann gilt die Familie bereits als kaputte Familie.

Da Migration zu räumlicher Distanz führt, wird es für die Familie schwieriger ihre Grenzen zu kontrollieren. Das Problem schleicht sich auf verschlungenen Wegen in die Familie ein. Die Leistungen, bei täglicher Interaktion schier unbestimmbar, werden diskret und summierbar, sodass sich einstige Reziprozität gleichsam nach hinten aufrollt. Aus dem undefinierbaren familiären Geben und Nehmen wird wieder ein Anfang der Gabe. Und nach dem Anfang hofft man auf die Erwidrung, rechnet mit ihr, wartet zu lange und wird ob einer kleinen Enttäuschung dazu neigen, die nächste Gabe zu verrechnen und zu reduzieren. In den migranten Erzählungen schimmert nicht mehr Reziprozität, sondern Normativität durch. Wenn Normativität die Vorherrschaft gewinnt, dann steht die Familie bereits zur Verhandlung. Denn „[n]ormative Erwartungen sind ja kontrafaktische Erwartungen, sind Erwartungen, die etwaigen Enttäuschungen nicht angepaßt, sondern aufrecht erhalten werden“ (Luhmann 1998: 638) – der Zwang ist in der Welt. Auch das Wohlstandsgefälle innerhalb der Familien, das sich zumindest bei ökonomisch erfolgreichen Migrationen einstellt, zerstört die Symmetrien. Der familiäre Wunsch *alle an allem* teilhaben zu lassen wird schwieriger. Im Horizont einer möglichen Remigration kann dies als vorübergehende asymmetrische Phase hingenommen werden. Bei zunehmender Bleibeorientierung im Zielland neigt die Familie dazu, sich nach Zäsuren aufzulösen. Der Tod der Eltern führt beispielsweise zu noch selteneren Besuchen und somit zu noch selteneren Interaktionen.

Während die Reziprozität zu verschwinden droht und Interaktionen numerisch schrumpfen, erodiert auch das Gebot, dass die Welt der anderen bei eigenen Entscheidungen relevant sein sollte. Das, je nach Perspektive, Schöne oder Fiese daran ist, dass sich die Möglichkeit des Kommunikationsentzuges leicht bietet, ohne dass es als Ge- oder Verbot kommuniziert und erstritten werden müsste. Es können Entscheidungen getroffen werden, ohne anderen davon überhaupt zu berichten. Ebenso muss erkannt werden, dass die Abgleichung der Erlebenshorizonte mühsamer wird, dass das Eindringen in Alters Lebenswelt trotz gutem Willen schwieriger wird und so die Wahrscheinlichkeit eines ähnlichen Welthorizontes schwindet. So wird verständlich, weshalb Migranten die Distanz auch als Befreiung empfinden. Ein Abgleichen von Wissensbeständen wird zuletzt auch deshalb problematischer, weil die Eltern über Wissen verfügen, das zwar nicht falsch, aber in Deutschland oft ungeeignet ist. Weisheit, diese wunderbare Mi-

schung zwischen Wissen und Nicht-Wissen schwindet, weil viele Wissensbestände irrelevant werden.

Obwohl es so leicht und logisch erscheint, das Ende der Liebe über Distanz zu erklären und dem extrasozialen metrischen Raum die Schuld zuzuweisen, zerbricht die Familie nicht direkt an der Distanz. Aber die Distanz kommt einem Kommunikationsentzug gleich.¹⁵ Und sich der Kommunikation zu entziehen, bedeutet das Ende der Inklusion und das Ende der Familie. Wenn Grenzen in der Kommunikation und nicht im Raum gezogen werden, dann wird ersichtlich, weshalb neue Kommunikationsmittel einen Unterschied zum alten Auswandererbrief darstellen können. Neue, elektronische Medien erlauben eine Horizontabgleichung in Echtzeit. Zu erkennen ist auch, dass die bereits erwähnte Migrationsform ‚pečalba‘ vor über hundert Jahren, bei der üblicherweise Männer migrierten und in engem Kontakt mit der Familie und der Heimatgemeinde blieben, zwar oberflächlich viel mit heutigen transnationalen Migrationen gemeinsam hat, aber bei einem tiefenscharfen Blick gravierende Unterschiede festzustellen sind. Damals war die Großfamilie – gelegentlich als Zadruga¹⁶ beschrieben – in eine stratifizierte Gesellschaft eingelassen. Das bedeutete ganz praktisch, dass es die familiären Intimbeziehungen schlichtweg nicht in dem Ausmaß gab, wie sie heute erwartet werden. Das lange Fortbleiben eines Familienmitgliedes stellte die Sozialform Familie nicht in Frage. Zweifelsfrei sind technische Restriktionen zu beachten, doch das Kernargument bleibt: Die Familie war damals nicht allein der Ort für Intimbeziehungen, sondern auch der Ort wirtschaftlicher Reproduktion. Das verändert die Ansprüche an und von jedem einzelnen. Wenn empirische Studien darauf verweisen, dass Kinder aus ländlichen Regionen Jugoslawiens weniger unter dem Fortzug ihrer Eltern litten als Stadtkinder (Katunarić 1978: 89), dann ist daran zu erkennen, dass die Sozialstrukturen im ländlichen Raum ein hohes Beharrungsvermögen hatten. Die Fixierung auf die Kernfamilie war nicht gegeben, sodass der elterliche Wegzug nicht die dramatische Bedeutung besaß, die wir ihm heute beimessen. Der ohnehin stattfindende Bedeutungsverlust der Großfamilie wurde im Migrationsprozess beschleunigt, weil die Aufnahmeländer bei der Familienzusammenführung nur an Kernfamilien dachten (Stölting 1980: 33; Pusić 1983a: 34).¹⁷ Zu Beginn der Migrationsbewegungen nach Deutschland

15 Die wenigen Möglichkeiten von familieninternen Raumgrenzen sind leicht zu erkennen und als Sonderfälle zu begreifen. Kinder können sich in ihre Zimmer zurückziehen und so ihren Eltern zu verstehen geben, dass es sie nichts angeht.

16 Mehr Details über die Zadruga und ihre Stellung in der Gesellschaft finden sich in der Ethnografie von Halpern und Kerewsky Halpern (1972), im Sammelband von Byrnes (1976) oder bei Todorova (1989), die den Begriff ob seiner ideologischen Vergangenheit kritisiert.

17 Oftmals gleichen Berichte über Migrantenfamilien modernen Verlufterzählungen. Der kulturalistische Beigeschmack in Bezug auf Migration, Ehe und Familie ist nicht zufällig, denn auch der Gesetzgeber begründet seine Entscheidungen im Modus Kultur. So verbot Frankreich die Polygamie und beschrieb diesen Akt in der

und zu einer Zeit als Remigration noch eine übliche Option für die Mehrheit war, zeigten Migrantenfamilien aus Jugoslawien im Vergleich zu anderen ‚Gastarbeitern‘ überdurchschnittlich hohe transnationale Strukturen. Nur rund 23 Prozent der jugoslawischen Familien waren in den 1970er Jahren vollständig in Deutschland, rund 75 Prozent der in Migrantenfamilien vorhandenen Kinder lebten in der Heimat und wurden dort von nahen Familienangehörigen erzogen (Pusić 1983b: 42). Auch war ein hoher Anteil an alleinlebenden (und allein migrierten!) Frauen zu verzeichnen. Sollte es der Fall gewesen sein, dass Ehepartnerinnen oder -partner zurückgelassen wurden, dann war eine hohe Scheidungsquote (ca. 10 Prozent aller Ehepaare) zu verzeichnen (vgl. Stölting 1980: 33; Pusić 1983b: 42). Männer hatten sich offensichtlich, und wahrscheinlich notgedrungen häufiger, damit arrangiert, dauerhaft allein in Deutschland zu leben, während ihre Familien in Jugoslawien blieben. Belletristisch ist die Lebensform tragisch-traurig von Marica Bodrožić beschrieben worden:

„Mein Onkel Joseph ist ein einsamer Mann. Seine Frau Maša lebt mit den Kindern in Slavonien und läßt nur von sich hören, wenn sie Geld braucht. Dann piepst und säuselt sie in die Telefonröhre und schickt Küsse via Expressbrief. [...] Andjela, die jüngste Tochter des Onkels kam eines Tages nach Deutschland [...] und wollte sich davon überzeugen, ob das Zimmer wirklich so klein war, wie er es in seinem Kummer oft beschrieben hatte, einem Kummer, den man seitens der Familie für hochgegriffene Schauspielerlei hielt. Mein Onkel warf sie raus und klagte die Sonne, den Himmel und das Meer für die Strafen an, die man ihm auferlegt hatte. Er beschloß, nie wieder an seine slavonische Madame zu denken.“ (Bodrožić 2002: 24ff.)

Bildungsentscheidungen in der Familie

Auf einem abstrakten Niveau zu zeigen, dass im sozialen System Familie Kommunikationsfrequenzen und -formen nicht aber nationale Grenzen das Hauptproblem darstellen, ist eine Betrachtungsweise, die in Ermangelung von Literatur nicht weiter ausgeführt werden konnte. Im engen Zusammenhang mit der Familie und als Indikator der abstrakten Ausführungen stehen Bildungsentscheidungen für die Kinder. Dabei ist zu notieren, dass in den 1970er Jahren bis zu 75 Prozent der Kinder von jugoslawischen Arbeitsmigranten nicht in Deutschland, sondern in Jugoslawien lebten und dort zu Schule gingen. Warum entschieden Arbeitsmigranten mehrheitlich, ihre Kinder in die Obhut nur eines Ehepartners oder in die von nahen Verwandten zu geben?

Die erste naive Antwort lautet, dass die Arbeitsmigranten eine zügige und friktionslose Rückkehr anstrebten und ihre Kinder mit den Mühen der Migration nicht belasten wollten. Zudem wurde das jugoslawische Schulsystem im Vergleich zu anderen Anwerbeländern qualitativ höher eingestuft, sodass das Ver-

Semantik des aufgeklärten Westens und der Menschenrechte. Der latente, aber doch eigentliche Effekt ist die massive Einschränkung des Familiennachzugs.

trauen in eine gute Ausbildung gegeben war. In Relation zu Deutschland hieß es, dass die Kinder in Jugoslawien blieben, „weil die schulische Entwicklung der Kinder in der Bundesrepublik nicht erfolgsversprechend organisiert werden“ konnte (Pusić 1983b: 42). Es war auch hilfreich, dass Jugoslawien eine Reintegrationspolitik betrieb und versuchte, die durch die Migration hervorgerufenen Friktionen gering zu halten (vgl. Baletić 1982).

Gleichzeitig begann Jugoslawien mit dem Aufbau eines Schulnetzes in Deutschland, welches dem jugoslawischen so ähnlich war, dass im Falle einer Migration kein Schulsystemwechsel erforderlich war, sondern der Schulwechsel im Idealfall einem ‚einfachen‘ Wechsel glich. Die Extension jugoslawischer Standards nach Deutschland hatte allerdings den entscheidenden Nachteil, dass der Übergang von der jugoslawischen Schule in eine deutsche migrationsähnliche Umstellungen erforderte. Denn in der jugoslawischen ‚Achtjahresschule‘ entschied man sich erst nach acht Jahren, ob man aufs Gymnasium, eine Fachmittelschule oder eine Berufsschule gehen wollte. So ein Übergang war und ist in Deutschland aber nicht vorgesehen. Schüler wurden mit dem Abschluss der Achtjahresschule als Hauptschüler eingestuft, sodass eine Eingliederung in das dreigliedrige deutsche Schulsystem mit 15 Jahren trotz Sonderregelungen tückisch war (vgl. Haberl/Bach 1977: 172; Džambo/Haberl 1982: 42). Diese Achtjahresschulen gab es in größeren Städten bis in die frühen 1990er Jahre hinein, ehe der Zerfall Jugoslawiens, ein zurückgehendes Interesse seitens der Migranten und die erwähnten strukturellen Probleme dieser Schulform ein Ende setzten.

In Städten ohne jugoslawische Schulen oder für Kinder und Jugendliche, die nicht auf eine solche gingen, gab es das Angebot des muttersprachlichen Zusatzunterrichts¹⁸, dessen Hauptziel die Sprachvermittlung und darüber vermittelt eine erfolgreiche Reintegration war und noch ist. Neben dem Sprachunterricht wurde Wert auf Heimatkunde gelegt. Die zwölf thematischen Einheiten des Unterrichts, denen in Deutschland gefolgt wurde, vermitteln einen Eindruck:

1. Mein Heimatland Sozialistische Föderative Republik Jugoslawien
2. Sozialistische Republik und Sozialistische Autonome Provinzen
3. Meine Heimatrepublik/Provinz
4. Genosse Tito – ein Kämpfer im Krieg und Frieden
5. Tag der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien
6. Tag der Kinderfreude
7. Sozialistische Föderative Republik Jugoslawien heute
8. Frau und Mann in jugoslawischer Gesellschaft
9. Kulturreichtum der Völker und Völkerschaften der SFRJ (die wichtigsten Kunstwerke und kulturgeschichtliche Denkmäler)
10. Leben und Arbeiten der Werktätigen in jugoslawischen Arbeitskollektiven

18 Die Unterrichtsbezeichnung variiert. Strittig ist zudem, ob tatsächliche eine ‚Muttersprache‘ gelehrt wird oder nicht viel mehr eine Nationalsprache inklusive der formalen Register (vgl. Maas 2005).

11. Die Sommerferien in meinem Heimatland
12. Mein Leben im Aufnahmenland (Bedekovic 1983: 47)

Vermutlich war dieser Unterricht ‚jugoslawischer‘ als der Unterricht in Jugoslawien. Denn in Jugoslawien besaßen die Republiken seit 1959 das Recht zur Unterrichtsgestaltung, das lediglich von einem Lehrplan auf Bundesebene gerahmt wurde (vgl. Haberl/Bach 1977: 176). Im Ausland wäre eine republikanische Gliederung unpraktikabel gewesen, sodass der ‚Auslandslehrplan‘ auf Bundesebene entwickelt wurde. Die oben zitierten Themen mögen in ihrer Formulierung antiquiert und angestaubt erscheinen, doch interessanter sind die dahinter stehenden Interessen: Es ging darum, dass die Kinder und Jugendlichen durch den Unterricht ihre nationale Identität bewahren und eine *Reintegration* in das Gesellschafts- und Bildungssystem Jugoslawiens erleichtert werden sollte. Und *Integration* meint vor allem eine Einschränkung von Freiheitsgraden, denn es ging um eine feste Einbindung der Migranten in genau einem nationalen Kontext. Wie erfolgreich das war, lässt sich aus der Literatur heraus nicht beantworten. Individuelle Biografien sind den Daten erst recht nicht zu entnehmen, weil es meist um Durchschnittswerte in der Tradition der soziologischen Ungleichheitsforschung ging. Bereits 1975 wurde registriert, dass die Bildungsabschlüsse der ‚Gastarbeiterkinder‘ in Deutschland allgemein unterdurchschnittlich waren, trotz der immer wieder festzustellenden hohen Bildungsaspirationen (Stölting 1980: 6; Mihelić 1984: 34). Wenig erfreulicher ist die Antwort auf die Frage nach der Sprachkompetenz der Kinder und Jugendlichen. Stojanovic (1983) bemerkte, dass die Zweisprachigkeit der jugoslawischen Kinder in der BRD nicht gut ausgeprägt war und machte dafür in Teilen die Sonderstellung des Sprachunterrichts verantwortlich. Früher wie heute zeichnet sich der Sprachunterricht dadurch aus, dass die ‚Ausländerkinder‘ am Nachmittag zum Extradienst in die Schule kommen müssen und sich mit den dort erworbenen Sprachkenntnissen vielleicht ein Lob von Eltern und Großeltern erhaschen können. Im Zeugnis gibt es eine kleine Würdigung. Ansonsten können sie innerlich über Gratifikationsaufschub und Randpositionen im deutschen Multikulturalismus sinnieren.

Die zweite wichtige Forschungsfrage, die im Spannungsfeld von Familie, Bi-lokalität und Bildung gestellt wurde, zielte auf mögliche Schäden und Probleme bei Kindern und Jugendlichen. Im Ergebnis sind keine einheitlichen Resultate zu erkennen (vgl. Anić/Pavlinić-Wolf 1986). Ob es nun besser ist, mit den Eltern zu migrieren oder bei Verwandten zu bleiben, kann nicht eindeutig beantwortet werden. Einmal weisen „besonders die ‚Großelternkinder‘ persönliche und schulische Schädigungen auf“ (Stölting 1980: 33). Ein anderes Mal wird der Schluss gezogen, dass die Remigration von bereits in Deutschland beschulten Kindern mit „größten Schwierigkeiten“ verbunden sei, da ihnen die „Werte“ der elterlichen Heimat unbekannt seien (Baučić in: Stölting 1980: 34). Den Studien gemein ist jedoch die Auffassung, dass Migration und Schule ein Problem ist, wobei Migration als die störende Variable betrachtet wird.